



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Willibald Beyschlags Lebenserinnerungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von Dänen vertriebt, weil sie eben dänisch sind, oder polnische Frauen bestraft, weil sie polnische Kinder unterrichten in ihrer Muttersprache? Gewalt gegen die Nationalität halte ich für inhumaner als Prügel für Negerweiber und für weit schlimmer, als wenn man den Polen die Freiheit ließe, sich mit ihrer polnischen Kultur gegen die deutsche zu verteidigen. Heute rufen viele Stimmen wieder nach neuen deutschen Lehranstalten für Posen. Man wird sie errichten und glauben, für die deutsche Sache Opfer gebracht zu haben. Ich meine, die Gelder könnten besser angewandt werden, z. B. indem man dort die Beamten, Geistlichen, Lehrer so hoch besoldete, daß nicht nur unwillige und mittelmäßige, sondern die besten Kräfte und für die Dauer dorthin gezogen würden. Denn die besten Kräfte sind nur gerade gut genug für Provinzen, die man national erobern will. Das haben wir in Posen, das haben wir in Elsaß-Lothringen zu unserm Schaden erfahren, als man Leute dorthin schickte, die in Deutschland sonst schwer Unterkommen fanden. Das Deutschtum wird man fördern, indem man den Deutschen fördert, den dort schon ansässigen sowohl als den Einwanderer, nicht indem man den Polen gegen seinen Willen fördert. Wer mir entgegnet, das erlaube die Gerechtigkeit des Staats nicht, dem antworte ich, daß sich der Pole selbst nicht für einen vollen Preußen, sondern für einen Preußen auf Zeit hält, und daß der preußische Staat das Recht hat, ihm zu glauben und ihn als Preußen auf Zeit zu behandeln, indem er von ihm die Erfüllung seiner Pflichten als preußischer Unterthan und als Angehöriger des Deutschen Reichs fordert, ohne ihn in die deutsche Kultur, die er nicht anzunehmen wünscht, gewaltsam hineinzuzwingen.

Ernst von der Brüggen



Willibald Beyschlags Lebenserinnerungen



chon einmal, vor nunmehr drei Jahren, hat die Selbstbiographie des Hallischen Theologen Willibald Beyschlag, Aus meinem Leben, die lebhafteste Teilnahme ernster Leser, die zum großen Teil andern Lebensgebieten angehörten als der Verfasser, stark in Anspruch genommen. Damals mochte man wohl einen Vers des Goethischen „Faust“ leicht umbiegend sagen: „Einem Werdenden wird man immer dankbar sein.“ Gerade die Lehr- und Wanderjahre eines zu hervorragender Bedeutung gelangten Mannes haben besondern Reiz und für den nächsten Zweck jeder Selbstbiographie besondern Wert, „sie zeigen — wie damals die Grenzboten schrieben — die Wurzeln, aus denen eine selbständige, eigentümliche Persönlichkeit erwächst, sie lassen erkennen, wo sich diese Wurzeln mit andern berühren und verschränken, sie machen am deutlichsten, was der einzelne

dem Boden, aus dem er stammt, und der Luft, die ihn umsing, zu danken hatte, ohne daß man darum den jüngsten Aberglauben an das »Milieu« zu teilen hat, nach dem alles Umgebung ist, und zuletzt von der Kraft, dem Lebenstrieb und dem unberechenbar Unbewußten des Menschen so gut wie nichts übrig bleibt.“ So große Vorzüge nun aber in diesem Sinne von dem ästhetischen Standpunkte aus, von dem der Frühling den Vorzug vor dem Sommer und Herbst hat, der erste Teil der Beyschlagschen Aufzeichnungen vor dem zweiten nun vorliegenden Teil: Erinnerungen und Erfahrungen der reifern Jahre (Halle a. S., Eugen Strien, 1899) voraus hat, so viel größere Bedeutung muß diesem zweiten Teile für die Zeitgeschichte, für die Erkenntnis und die Charakteristik der unsern deutschen Kulturleben und der deutschen Volksseele drohenden Gefahren, für die Widerspiegelung einer großen wohlthätigen und weitwirkenden wissenschaftlichen Thätigkeit, beigemessen werden. Die Erinnerungen dieses zweiten Bandes umfassen die Zeit vom dreißigsten bis zum siebenzigsten Lebensjahre des Theologen, vom Amtsantritt als Hofprediger in Karlsruhe (1856) bis zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Universität Halle, bei der Beyschlag als Rektor an der Spitze der Hochschule stand, der er seit 1860 als Professor angehört hatte. Es ist eine Geschichte fortgesetzter Kämpfe und Zerklüftungen; der Verfasser hat von ebenso vielen Niederlagen und Enttäuschungen als von Siegen und Erfüllungen zu berichten. Aber ungebrochenen Muts, ein gut protestantischer Streiter steht er auf dem Plane und erklärt denen, die ihn auf den ersten Teil seiner Erinnerungen hin zu starken Selbstgefühls angeklagt hatten, männlich unumwunden: „Da die Kunst noch nicht erfunden ist, eine Selbstbiographie zu schreiben, ohne von sich selber zu reden, und da, wer nur Unbedeutendes oder Unrühmliches von sich zu erzählen wüßte, eine Selbstbiographie überhaupt nicht schreibt, so weiß ich nicht, wie ich diesem Schein entinnen könnte. Ich kann dennoch versichern, daß es nur ein Schein ist, von dem auch die, welche mich näher kennen, nichts wissen. Nicht nur, daß in der Lebensanschauung, in der ich stehe, das »Was hast du, das du nicht empfangen hättest?« sich von selbst versteht — ich habe auch die längste Zeit meines Lebens vielmehr an einem Mangel an Selbstvertrauen, am Mißtrauen in die eigne Gabe und an der Verzagtheit gegenüber der sich stellenden Aufgabe gelitten. Was mir schließlich zu einem bescheidenen Maße nötigen Selbstgefühls verholfen hat, waren nicht zum geringsten Teil meine Feinde: so zahlreiche und gehässige Angriffe, mußte ich mir sagen, erfährt man doch nicht, wenn man eine Null ist; und wenn ich mir dann die Angriffe auf ihren innern Wert besah, dann wurde ich doch inne, daß sie nicht an meine Überzeugungen heranlangten.“

Schon aus diesen Worten läßt sich erraten, daß der Führer einer Mittelpartei spricht. Das Geschick der Männer seiner Art und Richtung ist es von jeher gewesen, gleich wütenden Angriffen von rechts und links preisgegeben zu sein. Der evangelische Theolog mag sich damit trösten, daß selbst der gewaltige Luther diesem Schicksal anheimgefallen ist; die Gläubigen der alten Kirche

rechts und die „Schwarmgeister,“ wie er sagte, links haben ihn mit Gewitterstürmen von Ingrimm, mit Wolkenbrüchen von schwerer Verleumdung, mit Hagelschauern von kleinen Übelreden überschüttet, aber seinen Weg nicht gehemmt. Nichtsdestoweniger hat auch er sich menschlichen Unmuths und vorübergehenden Verzagens nicht ent schlagen können. In der That hinterlassen Beyschlags Erinnerungen neben der Freude an der mannhaften überzeugungstreuen Persönlichkeit des Verfassers, neben der Genugthuung über ein reich gesegnetes Wirken doch auch, wo es sich um die Schilderungen öffentlicher Dinge, um die kirchengeschichtlichen Kapitel und Blätter dieser Selbstbiographie handelt, eine Empfindung der traurigsten Art. Am 11. März 1832, wenig Tage vor seinem Tode, hatte Goethe mit dem getreuen Eckermann eine Unterredung, in der er zuversichtlich sagte: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unsrer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehn und uns in unsrer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so oder so im äußern Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen.“ Wir sind gewohnt, daß alle Weissagungen unsers großen Dichters mehr oder minder eingetroffen oder auf dem Wege sind, sich zu erfüllen. Doch wenn wir Goethes Hoffnungen vom 11. März 1832 mit den letzten Eindrücken vergleichen, die Beyschlags Berichte hinterlassen, so müssen wir uns trauernd eingestehn, daß zu alle dem, was der Dichter hoffte, 1898, nach sechsundsechzig Jahren nirgends auch nur ein Anfang gemacht war.

Typisch für die energische und doch milde Persönlichkeit des Verfassers, typisch aber auch für seine Lebensschicksale und die Kämpfe, unter denen sein Leben hingegangen ist, erscheint der Bericht über die Erfahrungen, die Beyschlag zwischen 1856 und 1860 in seinem Amte als Karlsruher Hofprediger und im schönen Lande Baden machen mußte. In diesem Großherzogtum, das beinahe zwei Drittel katholische und nur etwas über ein Drittel evangelische Bevölkerung hatte, zeigte sich die ganze Gefahr der trostlosen Zerklüftung des Protestantismus, während die katholische *ecclesia militans* immer geschlossener, anspruchsvoller und zuversichtlicher vordrang. Gestützt auf die schon 1821 zustande gekommene evangelische Union und eine seit den Ereignissen von 1849 eingetretne Verinnerlichung des religiösen Lebens erstrebte die kirchliche Mittelpartei der Protestanten, an deren Spitze der Prälat Ullmann stand, zugleich die Befreiung der evangelischen Kirche von der Allmacht des Bürokratismus

durch eine gesunde Synodalverfassung und die Herstellung einer neuen von der Generalsynode von 1855 beschlossenen Kirchenagende. Die allgemeinen Zustände hierfür bezeichnet Beyschlag auch jetzt noch, nach beinahe einem Menschenalter, als ungewöhnlich günstig. Die evangelischen Kirchenangelegenheiten standen in Baden „nicht unter dem Zeichen orthodoxischer oder hochkirchlicher Rückläufigkeit, sondern ausnahmsweise unter dem Zeichen positiv evangelischer Reform. Die verschiedenartigen Richtungen in Pfarrstand und Gemeinde wurden mit Schonung behandelt, niemand wurde um Lehre willen verfolgt. Das religiöse Interesse — das bezeugten in Karlsruhe unsre tagtäglichen Erfahrungen — wuchs auf freilebendige Weise; der Gegensatz von Pietismus und Rationalismus war in einem wachsenden Kreise von Geistlichen und Gebildeten auf dem Wege, sich auf Grund des biblischen Evangeliums auszugleichen, und dies aufblühende kirchliche Leben war damit beschäftigt, sich auf die legitimste Weise neue befriedigendere Lebensformen zu schaffen.“ Und nun stellt der Verfasser dieser Schilderung die Erzählung gegenüber, wie sich der badische kirchliche Liberalismus im Bunde mit dem außer- und antikirchlichen gegen die neue Agende erhob. Er führt die damaligen Vorgänge auf die „neue Ära“ in Preußen, die Übernahme der Regierung durch den Prinzen und nachmaligen König und Kaiser Wilhelm zurück. „So fügte sich das tragische Verhängnis, daß, was in Preußen Genesung von unerträglich gewordenen Zuständen verhieß, in Baden eine gesunde Entwicklung unterbrechen und eine kirchliche Umstürzbewegung hervorrufen half, deren Fortpflanzung über die badischen Grenzen hinaus hernach nicht ohne Mühe abgewehrt werden mußte.“

Beyschlag hebt selbst hervor, daß die Ursachen und die Anfänge dieser „Umstürzbewegung“ von einem so bedeutenden Kirchenhistoriker wie Karl von Hase anders aufgefaßt und dargestellt werden, als von ihm. Und er verschweigt weiterhin nicht, daß sich der badische Agendenstreit in verhängnisvoller Weise mit dem leidenschaftlichen Kampf gegen das badische Konkordat verknüpfte. Der Verfasser erzählt aus der Zeit, in der das Konkordat abgeschlossen und der Sturm dagegen noch nicht entfesselt war, daß er und seine ältern Freunde, Bähr und Ullmann, dem Minister von Meyßenbug ihre schweren Bedenken gegen den ganzen Vertrag wie gegen einzelne Punkte ausgesprochen hätten. „Der Minister dagegen, der übrigens die Verhandlungen mit Rom nicht eingeleitet, sondern als Erbe von seinem Vorgänger überkommen hatte, betonte nicht nur die Zwangslage der Regierung, sondern er that auch die mir unvergeßliche Äußerung: die katholische Kirche gehe ja doch recht schweren, gedrückten Zeiten entgegen — darum habe man regierungsseitig alle Gerechtigkeit gegen sie erfüllen wollen. Der Standpunkt protestantischer Noblesse gegen ein ja doch im Niedergang befindliches Gemeinwesen, wie auch Niebuhr und Ranke in Verwechslung von Kirchenstaat und Kirche ihn eingenommen hatten! So vollständig konnte noch damals ein feinsinniger und hochgebildeter Staatsmann sich über den Siegeslauf täuschen, den die römische Kirche in Deutschland bereits angetreten hatte.“ Über den weiteren Verlauf erfahren wir, daß die im Lande

Baden vorherrschende liberale Denkart die Selbständigkeit des Staats durch das Konkordat gefährdet sah und den Kampf gegen diesen Vertrag im Landtag zu eröffnen dachte. „Nun wäre es anständig gewesen, hierbei den liberalen Katholiken, welche in hinreichender Stärke vorhanden waren, die Vorhand zu lassen, oder sofern man sie unterstützungsbedürftig erachtete, zu ihrer Unterstützung den einmütigen Protestantismus im Lande aufzubieten. Der in Heidelberg vom Agendenstreit her bestehende Oppositionsausschuß war anderer Meinung. Mit ebenso viel politischer Klugheit als sittlicher Skrupellosigkeit beschloß man, sich der Konkordatsangelegenheit zu bemächtigen, um die erregten kirchenpolitischen Bogen ins eigne Fahrwasser zu leiten und mittelst der katholischen Streitfrage den im Agendensturm noch nicht erreichten Sturz des protestantischen Kirchenregiments herbeizuführen.“ Weiterhin betont der Verfasser, daß er und seine Freunde, als sie am 1. Januar 1860 ein eignes Organ, das Evangelische Kirchen- und Volksblatt, begründeten, sich scharf gegen das Konkordat wandten. Nichtsdestoweniger hat der unbefangene Leser den Eindruck, daß es doch nicht ganz aus der Luft gegriffen war, wenn die von den Heidelbergern geführte Opposition die evangelisch Positiven beschuldigte, in der Konkordatsache lau gewesen zu sein. Beyschlag selbst wird heute, nach den Erfahrungen eines ganzen in edelster protestantischer Wirksamkeit verbrachten Lebens, nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß die Selbständigkeit jedes Staats gefährdet ist, der ein Konkordat mit Rom abschließt, und daß jeder Sieg des Ultramontanismus unter allen Umständen auch das evangelische Leben in einem paritätischen Lande unmittelbar bedroht. Es scheint, daß die Vertreter der positivgläubigen Richtung in der evangelischen Kirche Badens dieser Konkordatsgefahr viel zu gleichmütig gegenüber standen, daß in ihren Kreisen die Meinung herrschte, daß man nach den Folgen des Konkordats nicht eben zu fragen brauche, und ein Zwing-Uri bauen lassen könne, wenn nur bei dieser Gelegenheit das eigne kleine Kirchlein mit unter Dach komme. Und ebenso steht es außer Zweifel, daß die Voraussetzung Beyschlags, die Kirche habe ihre Ordnungen aus ihrer eignen Natur und nicht aus politischen Theorien zu entnehmen, und von Rechts wegen dürfe in ihr als einer auf dem Grunde des Glaubens ruhenden Gemeinschaft nur mitraten und mitthaten, wer sich in Wort und That zu diesem Glauben bekenne, an sich nicht bestritten werden kann. Das sittliche Gefühl der Menschen sollte so weit entwickelt sein, daß keiner Recht begehrte und an der Ausübung von Rechten teilnahme, der nicht die damit verknüpften Pflichten auf sich nehmen will. Gleichwohl ist hier der wunde Punkt aller Anschauungen der Mittelpartei. Will man der evangelischen Kirche nicht ein ganz und gar unprotestantisches Bann- und Ausschließungsverfahren zusprechen, verwahrt man sich gegen jede Art der Kegerriecherei, so ist es zwar sehr einfach, wer nach sittlicher Forderung in evangelischen Kirchen- und Gemeindefragen nicht mitreden soll, bleibt aber verzweifelt schwer festzustellen, wer nicht mitreden darf. Darüber muß sich Beyschlag doch schon in der Karlsruher Zeit klar gewesen sein, daß es tiefreligiöse Gemüter, ernste Naturen giebt, die ihre Erbauung

eben nicht in der Kirche suchen, und daß der treue Kirchenbesuch und der sittliche Wandel auch der heuchlerischen und kaltherzigen Gleichgültigkeit möglich sind. Zu den Anschauungen Friedrich Wilhelms IV., der der evangelischen Kirche alle erdenklichen Freiheiten gewähren wollte, wenn zuvor die „Ungläubigen“ mit Gewalt und Verfolgung aus ihr hinausgedrängt wären, konnte sich der Mann natürlich nicht verstehn, der schon damals ausgesprochen hatte: Nicht das orthodoxe Bekenntnis, sondern die christliche Persönlichkeit des Geistlichen ist es, was geistliches Leben erzeugt.

Sedenfalls erachtete es Beyschlag als ein Glück, daß er den badischen Wirren 1860 durch seine Berufung als Professor der praktischen Theologie an die Universität Halle entzogen wurde. Daß er den damals erhaltenen Lehrstuhl noch heute nach vierzig Jahren inne hat, darf nicht minder als ein Glück erachtet werden. Denn die Freizügigkeit und der Wechsel haben an unsern Universitäten und andern Hochschulen in einer Weise überhand genommen, daß man sich der beharrenden und wurzelschlagenden Naturen nur aufrichtig erfreuen kann. Namentlich dann erfreuen kann, wenn mit dieser Sesshaftigkeit die mächtigste geistige Beweglichkeit und die sich immer wieder verjüngende Frische verbunden ist, von der neben mächtigern und wichtigern Werken doch auch diese Selbstbiographie Zeugnis ablegt. Seine Hallischen Anfänge schildert er mit großer und anschaulicher Lebendigkeit und gedenkt mit einer gewissen Behmut der Jahre 1860 bis 1864, wo er rasch einen Schatz an Gunst und Vertrauen bei seinen Hörern, bei gleichstrebenden Freunden, bei den unbefangenen Frommen erwarb, die in seinen Schriften den Kern seines Herzens spürten. Doch „diese ganze weitreichende Vertrauensstellung sollte infolge des Altenburger Kirchentags im Herbst 1864 einen fast tödlichen Stoß erleiden.“ Die Veranlassung dazu wurde ein von Beyschlag übernommenes Referat, das anknüpfend an die Wirkungen der Schriften von Renan und D. Fr. Strauß (dessen späteres Leben Jesu für das deutsche Volk 1863 erschienen war) die Frage beantworten sollte: „Welchen Gewinn hat die evangelische Kirche aus den neusten Verhandlungen über das Leben Jesu zu ziehen?“ Beyschlag meint rückblickend selbst: „Das war nun eine ebenso hochsinnige, wie bedenkliche Formulierung. Denn so richtig es war, daß die Kirche durch Erscheinungen wie Renan und Strauß sich auf Mängel und Schwächen ihrer eignen Entwicklung aufmerksam machen lassen sollte, so gewagt war es doch in einem Augenblick der allgemeinen Erregung über die empfangnen Ärgernisse, den kirchlichen Kreisen statt der Beurteilung derselben ein Selbstgericht zuzumuten.“ Auf die Folgen, die in Wahrheit eintraten, scheint er nicht gefaßt gewesen zu sein, ließ sich aber durch sie weder niederbeugen, noch beirren. Die leidenschaftlichen, zugleich fanatischen und schlangenklugen Verkehrungen Hengstenbergs mußten den Hallischen Theologen nur in den Überzeugungen bestärken, die er zuerst in dem Altenburger Vortrag und dann in seiner „Christologie“ (die, wie er S. 239 sagt, in allem wesentlichen der Ausdruck seiner theologischen Überzeugung bis heute geblieben ist) bekannt hatte. Nach Beyschlags Überzeugung

aber hatte das Christentum in unsrer Zeit zwar die altkirchliche und altprotestantische Formulierung seiner Glaubensartikel preiszugeben, sofern dieselbe aus einer veralteten Philosophie und Theologie erwachsen war und das Gemeinverständnis des Evangeliums vielmehr erschwerte als förderte; aber an der biblischen Substanz des Bekenntnisses war unbedingt festzuhalten, und die Vermittlung derselben mit dem modernen Bildungsstande, unter Mithilfe einer verständigenden Apologetik durch Einfassung in unsre modernen Denk- und Darstellungsformen zu vollbringen. „Im wesentlichen war mir diese Vermittlung in den Gedankengängen, der von Schleiermacher begründeten jungen Glaubens-theologie sachlich gegeben, und es handelte sich nur darum, dieselben in die nichttheologische Sprache allgemeiner Bildung zu übertragen und so von ihnen der Gemeinde gegenüber herzhaften Gebrauch zu machen.“ Diese große und dringende Aufgabe wurde Beyschlag zur Lebensarbeit. Er sah diese gelegentlich gehemmt und erschwert durch die Wirkungen der Hengstenbergischen Angriffe und das Mißtrauen besangner Naturen. „Als ich vierzehn Jahre später, erzählt er, an einem schönen Morgen durch die auf der Bertisau am Achensee weilende Fremdenschar ging, saß dort der katholische Theologe Hergenröther, der nachmalige Kardinal, mit einem norddeutschen lutherischen Pastor zusammen, und da er meinen Namen hörte, kam er auf mich zu, stellte sich vor und knüpfte ein freundliches Gespräch mit mir an. Als er darauf seinen lutherischen Partner fragte, ob er mich nicht auch begrüßen wolle, erhielt er — er selber hat die Geschichte später veröffentlicht — die Antwort: »Nein, denn er hat den Herrn Jesus verraten.« Es giebt noch heute Leute, die auf Grund der Evangelischen Kirchenzeitung so von mir denken.“

Aber diese Schatten seiner gegebenen, tapfer behaupteten Stellung wurden vom Licht einer großen vielseitigen und segensreichen Wirksamkeit überwunden. Wir folgen ihm durch die Jahre seiner akademischen, seiner litterarischen, seiner pastoralen Thätigkeit mit immer wachsendem Anteil. Für das Jahr 1866 bis 1867 erwählte ihn die Universität Halle zum erstenmale zu ihrem Rektor, da man 1867 die fünfzigjährige Vereinigung von Halle und Wittenberg feierte. In den darauffolgenden Jahren galt es, für den Bestand der evangelischen Union zu kämpfen, die nach den Vorschlägen der streng lutherischen Orthodogie durch Kabinettsorder als landeskirchliches Band aufgehoben werden sollte, und mit ihr die gesetzliche Abendmahlsgemeinschaft der Lutheraner und Reformierten und die durch die Union gewährleistete Gewissensfreiheit in den alten Streitfragen. Graf Bismarck hatte sich durch den Kreuzzeitungsredakteur Wagener überreden lassen, „das lutherische Bekenntnis werde ein gutes politisches Band zwischen den alten und neuen Provinzen sein, und die Union dürfe einem solchen politischen Vorteil wohl zum Opfer gebracht werden.“ Da sich König Wilhelm der Aufhebung des von seinem Vater geschaffnen Einigungswerks zuzustimmen weigerte, man andrerseits Bedenken trug, die neu zu Preußen gekommenen Provinzen in die Union zu ziehen, so bekam Preußen, nach Beyschlags Worten, „statt einer Landeskirche deren sechs, eine immer kleiner

als die andre, fünf von diesen Landeskirchen, die unter dem Evangelischen Oberkirchenrat nicht stehn können, weil derselbe uniert war, unterstanden nun ruhig einem ebenso unierten Kultusminister, der sich des *Divide et impera* erfreute. Alle sechs hatten im evangelischen Landesherrn ein gemeinsames landesbischöfliches Oberhaupt, genossen aber die schätzenswerte Freiheit, sich gegenseitig vom Abendmahle auszuschließen." Daß Beyschlag diesen Zustand „absurd“ nennt, ist noch mild ausgedrückt; die Thatsache aber, daß er über dreißig Jahre ruhig bestehen konnte, ist leider viel weniger ein Zeugnis christlicher Verträglichkeit und Billigkeit, als ein Beleg mehr, wie gleichgiltig eine ungeheure Zahl unsrer „Gebildeten“ noch immer den kirchlichen, den religiösen, den ewigen Fragen gegenübersteht.

Die Jahre 1870 und 1871, deren Anbruch den Hallischen Theologen mit der Lebensgeschichte seines Lehrers, des großen evangelischen Theologen Karl Immanuel Nitsch, beschäftigt fanden, nennt Beyschlag mit Recht „Hohe Zeiten.“ Aber mitten im vaterländischen Hochgefühl und im Siegesjubel über die große Entscheidung auf den französischen Schlachtfeldern kamen ihm die ersten ersten Sorgen über den Verlauf des vatikanischen Konzils und über den Sieg, den der Jesuitismus, noch vor der Niederlage Frankreichs und der Besetzung Roms durch die Italiener, auf diesem Konzil errungen hatte. Er gesteht ein, daß ihm „das Verständnis des vatikanischen Konzils als Ausgangspunkt eines weltgeschichtlichen Kampfs ähnlich dem im elften Jahrhundert von den Cluniazensern entzündeten“ erst nach und nach aufgegangen sei. Und mit ebenso ernster Kritik als Sorge behandelt er in seinen Erinnerungen den Verlauf der Dinge, an denen teilzunehmen er in den bösen Jahren nach den hohen Zeiten vor allem berufen war. Die gescheiterten Versuche, irgend eine Einigung des zerklüfteten deutschen Protestantismus herbeizuführen, die verhängnisvolle Lage, in die durch den „Kulturkampf“ der siebziger Jahre auch die evangelische Kirche mit geriet, die Kämpfe um die Gemeinde- und Synodalordnung, die vielfachen Beeinträchtigungen des guten Rechts der deutschen Protestanten durch eine mißverstandne Parität erleben wir in den Aufzeichnungen eines Mannes noch einmal, der mit seinem ganzen Herzen an Idealen hing, die immer wieder unverwirklicht blieben oder in der Verwirklichung verkümmert wurden. Die persönlichen Erfolge Beyschlags konnten die schmerzliche Beforgnis über die Zukunft des evangelischen Lebens und Glaubens nur mildern, nicht aufheben, so groß sie auch immer waren.

Der Versuchung, sich auf einen andern Boden verpflanzen zu lassen, als den, der sein natürlicher geworden war, als Professor, Mitglied des Oberkirchenrats oder Generalsuperintendent nach Berlin zu gehn, widerstand Beyschlag. Am stärksten war diese Versuchung im Jahre 1874. „Als ich (von Berlin) nach Halle zurückkam, drangen meine Kollegen in mich, die Fakultät nicht zu verlassen in einem Augenblicke, wo deren berühmteste Kräfte, Tholuck und Müller, zu versagen begannen, ohne daß vollwertiger Ersatz für sie zu finden sei. Ich antwortete ihnen, daß, wenn sie mir in Lehrauftrag und Seminar die Nachfolge

Tholucks erwirken und neben mir für praktische Theologie meinen Freund Wolters vorschlagen wollten, ich willig sei, den Berliner Ruf abzulehnen. Sie hatten schon beschlossen, sich in diesem Sinne an den Minister zu wenden, und derselbe ging mit großer Freundlichkeit auf unsre Wünsche ein. Die Hallische Studentenschaft brachte mir zum Danke für mein Bleiben einen Fackelzug, und die weitere Entwicklung der Dinge sollte mir in glücklichen, wie in schmerzlichen Erfahrungen bestätigen, daß ich die richtige Wahl getroffen.“ Das mehrjährige erfreuliche Zusammenwirken mit Beyschlags Herzens- und Jugendfreunde Albrecht Wolters (der schon 1878 starb) zeitigte die Deutsch-Evangelischen Blätter, deren Herausgeber Beyschlag noch heute ist. Die Gründung des „Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen“ ging aus demselben Geiste hervor, wie die genannte Zeitschrift. Den Angriffen zum Trotz gedieh dieser Bund, und der Aufruf, sich über alles Parteiwesen hinaus auf die Gemeinsamkeit des Gotteserbes der deutschen Reformation zu besinnen, fand rechts und links Wiederhall. „Nicht als könnten wir, sagte Beyschlag 1886 in seiner Eröffnungsrede zur Erfurter Versammlung des Bundes, die mancherlei Dinge, die uns voneinander unterscheiden, wegwerfen, als wären sie nichts, wir haben ja nicht gestritten wie Kinder um Kindereien, daß wir jetzt sagen könnten, wir wollen gut sein lassen und uns wieder vertragen. Aber was wir als Männer können und sollen, das ist: unsre Streitfragen zurückstellen und unterordnen gegen die gemeinsame hohe Aufgabe, unserm Volke das Erbteil seiner Reformation zu erhalten, das ist jener Sinn des edelsten der homerischen Helden, den man bedenklich machen will über den Flug der Vögel zur Rechten und zur Linken, aber er antwortet: Ob sie rechts fliegen oder links, Ein Wahrzeichen ist gut: fürs Vaterland sich zu wehren.“

Resigniert sagt freilich Beyschlag ein paar Kapitel weiter: „Insonderheit der evangelische Theologe hat in unserm Jahrhundert niemals das Glück, mit seinem Lebensgedanken von dem großen Strom der Zeitgeschichte getragen zu werden; er muß zufrieden sein, daß bei stets widrigen Winden sein Schifflein von einer leisen Unterströmung bewegt wird.“ Inmitten des „zeitgeistigen Wirrjals,“ der rein materialistischen Weltanschauung der Sozialdemokratie, mit der nach Beyschlags Meinung „die obern Zehntausend alle Ursache haben glimpflich zu fahren, indem dieselbe nichts weiter ist, als die Übersetzung ihrer eignen Lebensweisheit aus dem Patrizischen ins Plebejische“; inmitten des Vordringens des ultramontanen Katholizismus, der „bei weitem folgerichtiger und handgreiflicher Materialisierung des Christentums, allen sympathisch, die Religion haben wollen, aber eine möglichst versinnlichte Religion,“ ist es eine undankbare Aufgabe, die großen Grundgedanken der Reformation zu vertreten. „Und doch dürfte dieser Aufgabe nicht müde werden, wer in jenen reformato-
rischen Grundgedanken das alleinige Heil unsers deutschen Volks, die unver-
äußerliche Bürgschaft unsrer Zukunft erblickt.“

Willibald Beyschlag ist, wie jedem Leser auch der letzten Kapitel seiner Selbstbiographie klar wird, niemals müde geworden. Nach seiner Überzeugung,

daß „die größere Gefahr für unsre abendländische Kultur und deutsche Zukunft nicht auf sozialdemokratischer, sondern auf ultramontaner Seite liegt,“ diente er seit der Gründung dem Evangelischen Bunde auf der Stufe des Lokal-, des Provinzial- und des Gesamtvereins als Vorstandsmitglied, als Redner und Schriftsteller und „hatte das Gefühl einer nicht vergeblichen Arbeit.“ Die Geltung und glückliche Wirkung seiner Lehrthätigkeit an der Universität, durch die er die vielbeklagte „Spannung zwischen Kirche und Theologie,“ das Hauptkrankheitssymptom des deutschen Protestantismus, wenigstens milderte; die fortgesetzte Teilnahme an den Verhandlungen der preussischen Generalsynoden, die gesteigerte wissenschaftliche Forschung erhielten im Verein mit den mäßigen, aber doch erfrischenden Erfolgen des Evangelischen Bundes das Gefühl der leisen Unterströmung wach, von der der Verfasser gesprochen hat.

Das persönliche Leben Beyschlags tritt in all den Aufzeichnungen seiner spätern Jahre natürlich zurück, aber wir erfahren genug davon, daß wir wissen, ihm sei in echt menschlichem Wechsel Glück und Leid zugemessen worden, genug des bescheidenen, innerlichen Glücks, ihn schwungvoll und berufsfreudig zu erhalten. Wir sehen das Haus im Schweizerstil mit dem Garten nahe an den Saalufeln von Giebichenstein, wo er jahrzehntelang gewohnt hat, wir begleiten ihn auf seinen Wanderungen und Reisen, zum heimatlichen Main und Rhein, durch die Bergwelt der deutschen und der schweizerischen Alpen bis zu den Herrlichkeiten Neapels und Roms. Wir teilen seine Genugthuung über das Gelingen des zweihundertjährigen Jubelfestes der Universität Halle, bei der der greise und jugendfrische Theolog noch einmal als Rektor die Ehren seiner geliebten Hochschule getragen und in glänzender Weise vertreten hat. Wir fühlen mit ihm, wenn sich unmittelbar hinter diesen leuchtenden Tagen die dunkeln aufstun und der tieffühlende Mann den schweren Abschied vom geliebten Weibe erdulden muß. In lyrischen Gedichten, die warm und schlicht aus dem Innersten seiner Seele gequollen sind, läßt Beyschlag den Bericht über sein Leben ausklingen. Rückschauend wird sich kein Leser der Empfindung entziehen, daß es ein einfaches aber mächtiges, ein kampfreiches und doch des innern Friedens volles Leben ist, von dem Beyschlags Erinnerungen und Erfahrungen erzählen. An Lesern aber wird es, nach allem Gesagten, dem zweiten Teil dieser vortrefflichen Selbstbiographie so wenig fehlen wie dem ersten!

